

Sabine Lueken

»Ich sah den Namen Bosch«

In der Debatte um Entschädigungsleistungen für NS-Zwangsarbeit sind die Schicksale der Menschen, die sich hinter diesen Schlagworten verbergen, aus dem Blick geraten

Dreilinden, Kleinmachnow, Ortsnamen, bei denen man an Schönbohm und Christa Wolf denkt. Hier betrieb der Bosch-Konzern auf dem Werksgelände seiner Rüstungstochter Dreilinden Maschinenbau GmbH ein KZ-Außenlager. 170 solcher Lager gab es allein in Berlin und Umgebung. Sie sind kaum erforscht und bekannt.

»Am 14. September 1944 wurde unsere Gruppe, etwa 400 Frauen, in eine Rüstungsfabrik gebracht. Dort bekam ich eine neue Lagernummer. Die Fabrik, in der wir arbeiten mußten, eine große Halle, lag im Wald und war von einem Zaun umgeben. Es war ein doppelter Stacheldrahtverhau, der innere stand unter Strom. Wir wurden von SS-Leuten (dem Lagerkommandanten und Aufseherinnen) bewacht. Gewohnt haben wir unterhalb der Fabrik, in Zellenstuben, etwa je 30 Frauen in einer. Wir schliefen auf Etagenpritschen. Die Kellerräume waren kalt, feucht, ohne Fenster.« Maria Cicha, die dies berichtet, ist eine der Überlebenden des Bosch-KZ. Sie war damals erst 14 Jahre alt und gehörte zu dem Heer der etwa acht Millionen Menschen, von denen die deutsche Wirtschaft Arbeit erzwungen hat. Verschleppung, Hunger, Erniedrigung, Lagerhaft, Ausbeutung, Gewalt, Vernichtung durch Arbeit war ihr Los.

Dabei ist das hier von Angela Martin untersuchte Beispiel ein ganz gewöhnliches. Für die Naziherrschaft und auch für den späteren Umgang mit dieser lästigen Vergangenheit, die verleugnet, vergessen, verdrängt und verschüttet wurde. Das Lager in Dreilinden taucht in keiner Bosch-Betriebsgeschichte auf. Nur die Siedlung, die damals für die Arbeiter errichtet wurde, steht noch, sie heißt jetzt August-Bebel-Siedlung. Der Rüstungsbetrieb produzierte Zubehör vor allem für Flugzeugmotoren. Er beschäftigte zuletzt etwa 5.000 Menschen, davon 2.500 Zwangsarbeiter und KZ-Häftlinge.

Schon 1938 hatte der Betrieb über Arbeitskräftemangel geklagt. Die Quellenlage zur Firma ist sehr lückenhaft, aber von 1938 bis 1942 lassen sich Bilanzen zusammenstellen. Sie zeigen, daß die Geschäftsentwicklung in diesen Jahren äußerst positiv verlief, die Umsätze stiegen von 700.000 Reichsmark auf 33 Millionen. Ähnliches gilt für Gewinne, Umlauf- und Anlagevermögen. Ab 1942 gibt es fast keine Quellen mehr, aber bekannt ist, daß weiter Kreditwürdigkeit bestand.

Das Lager Kleinmachnow war Teil eines Systems von KZ-Außenlagern im Berliner Raum – Außenstellen der Stammlager Sachsenhausen und Ravensbrück, die oftmals direkt auf dem jeweiligen Werksgelände zur Beschaffung von Arbeitskräften für die Betriebe eingerichtet wurden.

800 polnische, zumeist sehr junge Frauen, wurden im Herbst 1944 von den Werkmeistern des Kleinmachnower Betriebs im KZ Ravensbrück wie auf dem Sklavenmarkt ausgesucht. Sie waren, als die deutschen Truppen den Warschauer Aufstand niederschlugen, aus der polnischen Hauptstadt nach Ravensbrück deportiert worden. Wie es ihnen dort erging, haben die Historikerin Angela Martin und ihre Übersetzerin Ewa Czerwiakowska (das Buch ist zweisprachig: deutsch und polnisch) nach Gesprächen mit überlebenden Zeitzeuginnen rekonstruiert: Erlebnisse und Erfahrungen während der Deportation, im KZ Ravensbrück, bei der Arbeit im KZ Kleinmachnow, bei der Räumung der KZs auf dem Todesmarsch und bei der Befreiung durch amerikanische oder russische Soldaten.

Ergänzt werden die Berichte durch eine Rekonstruktion der Firmengeschichte von der Planung 1934 bis zur Demontage und Sprengung durch die Sowjets 1948 und Anmerkungen zur Zwangsarbeit im NS-Staat (von Wolfgang Benz).

Leben und Überleben der Frauen waren der Willkür ihrer Peiniger ausgeliefert. Vorarbeiter, Kontrolleure und Aufseherinnen konnten Schutz geben, Essen zustecken, mißhandeln, strafen. Fast alle Zeitzeuginnen berichten, die Aufseherinnen seien schlimmer gewesen als das männliche Personal. Eine der Frauen glaubt sogar, daß den Aufseherinnen ein Mittel gegeben worden sei, um sie dauernd wütend zu machen. Sie konnte sich deren Haß einfach nicht anders erklären.

Für die meisten Frauen bedeuteten die Gespräche, obwohl sie schmerzhaft Erinnerungen wachriefen, eine Art Genugtuung oder verspätete Wiedergutmachung. Denn nicht nur die materielle Entschädigung, sondern auch eine Auseinandersetzung mit dem, was ihnen in den Konzentrationslagern durch die Ausbeutung erzwungener Arbeit geschah, ist den Frauen bis heute vorenthalten worden. *Ich sah den Namen Bosch* ist ein Andenken an diese Frauen, die ihre Lebenskraft zwangsweise der deutschen Wirtschaft zur Verfügung stellen mußten.

Angela Martin: *Ich sah den Namen Bosch. Polnische Frauen als KZ-Häftlinge in der Dreilinden Maschinenbau GmbH* Hg. von der Berliner Geschichtswerkstatt. Metropol-Verlag, Berlin 2002, 312 Seiten, 17 Euro

Sabine Lueken ist Historikerin und lebt in Berlin